Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 26

Artikel: Vom Biedermeier und seiner Kultur

Autor: May, W.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644195

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

"Du heiratest?" Er staunt sie an. Für Söhne sind Mütter immer alt. Er wundert sich eine Weile lang, dann fällt ihm ein, daß sie noch nicht einmal vierzig ist. "Ja, ja. Dann wird ja alles gut zwischen uns", sagt er.

"Ia, ja. Dann wird ja alles gut zwischen uns", sagt er. Sie läßt sich das auszahlen, was das Testament ihr zuerkennt. So viele Stück Vieh und soviel in barem Gelde. Sie feilscht nicht mit dem Sohne, aber sie wahrt ihr Recht, wie er zu allen Zeiten sein Recht gegen sie wahren würde.

Bier Wochen nach dem Markttage ist die Hochzeit. Ihr Sohn ist bei der Trauung. Auch seine künftige Braut

und ihre Leute.

"Wie eine Junge schaut beine Mutter aus! Wär' niemals gut gewesen, zwei so junge Frauen auf beinem

Hof!" sagt der Schwiegervater.

Die Mutter gibt dem Sohn die Hand. Schaut ihn an. Klein lag er ihr vor Jahren am Herzen, entwuchs, wurde hart, wollte sie in verfrühtes Alter hineindrängen. Etwas schuldbewußt, aber fest schaut ihr der Sohn ins Auge zurück.

Der Hof, auf den sie zieht, ist groß. Alles hat sie sich, bevor sie hinkam, genau angesehen. Nach dem bescheidenen raschen Mahl, das sie einer kleinen Anzahl von Berwandten geben, geht sie gleich an die Arbeit. Wit hochgekrempelten Aermeln, schweren Schuhen hockt sie im Stall bei einer kalbenden Ruh. Schickt die Magd hin und her, schafft mit dem Anecht, so, als säße sie schon jahrelang hier als Bäuerin fest, nichts ist ihr fremd. Eine große, starke Ruhe ist in ihr. Jung leuchtet ihr Gesicht aus dem Stalldunkel. Der Mann kommt und sucht sie, schilt mit leiser Stimme über ihr Arbeiten am heutigen Festage. Ihr Lachen, laut, hell, froh, stark, dringt ihm entgegen.

Ein halbes Jahr vergeht. Selten kommt sie auf den Sivlandhof. Arbeit, Glück, Behagen fesseln sie an die neue Seimat. Und dem jungen Paar auf dem alten Hof kommt sie nicht immer gelegen. Eifersucht bohrt in der jungen Brau. Zu oft hat sie von Knechten, Mägden und Mann "die Frau", wie alle die Mutter nennen, loben hören müssen. Die reife Frau merkt es, lächelt. Grünzeug, junges! Saftstrohend, klug, sicher, auf festen Beinen steht sie selbst im Leben.

Stiller wird der Sohn. Erstes Chejahr zwischen sehr iungen Leuten ist immer Chekampfjahr. Oft kommt er zur Mutter um Rat. Einmal, in dämmriger Stunde, sie kann sein Gesicht nicht mehr ganz deutlich sehen im Stubendüster, lagt er:

"Oft mein' ich, wir hätten dich gebraucht, Mutter."
Sie legt die Hand auf seine Hände. Sie weiß, kämpfen muß jeder allein, jeder für sich. "Mußt dich durchringen. Es wird gehen! Man wird reifer, auch sie!"

"Wenn sie das Kind bekommt, wird es besser!" meint

er. Sie nict.

Später, als er geht, steht sie auf dem Hügel und sieht ihm nach, sieht nur seinen Schatten, denn dichte Dunkelheit fällt. Rings um sich fühlt sie den Hof, auf dem sie ihren Plat hat, den Ehrenplat und ihre Arbeit.

Unverdrängte, starke, strohende Lebensfülle, Kraft, die noch reichlich spenden kann, Kraft, die in ihrer reissten Blüte nie und nimmer ins Ausgeding gehört, blüht in ihr. Still steht sie und horcht in sich hinein. Steht und schaut stark und froh ins warme Dunkel, kreuzt behutsam lächelnd die Hände überm Leib, der ein neues Leben trägt.

Vom Biedermeier und seiner Kultur. von H. W. May.

Biedermeier — das ist die "gute, alte Zeit". Dieser Begriff schwankt allerdings durch mehrere Jahrhunderte. Eichendorff, der größte Lyrifer, der größte Dichter vielleicht überhaupt, den die Biedermeierzeit hatte, spricht in seinen Gedichten, in seinem föstlichen "Taugenichts", im "Schloß Dürande" von der "guten, alten Zeit" und meint damit das Rototo, weil er Abeliger und Schloßbesicher war und für Abel und Besit das Biedermeier eben zu "modern", zu "bürgerlich" war. Für uns, die wir die mannigsachsten Umwälzungen hinter uns haben, wird bald die Zeit vor dem Kriege als eine "gute, alte Zeit" erscheinen, wie heute schon unsere Großeltern von ihrer Jugend als von einer guten alten Zeit zu sprechen gewohnt sind. Immer wird die "gute, alte Zeit" besser erscheinen als die Gegenwart.

Und bennoch trägt keine Epoche mit mehr Recht diese Bezeichnung als gerade das Biedermeier, denn es war wirklich und wahrhaftig eine "gute, alte Zeit", eine Zeit, in der Güte höchste menschliche Tugend war. Eine Zeit, zwischen Bergangenheit und Zukunft, zwischen alter und neuer Geschichte, zwischen Napoleon in Frankreich und Bismarck in Deutschland, zwischen zwei Kriegen, zwischen Revolution und Revolution, zwischen Reifrod und Krinoline, zwischen Abel und Arbeitertum, zwischen Robespierre und Marx, zwischen dem höfischen Feudalismus seiner letzten Machtentfaltung und patrizialischem Bürgertum.

Biedermeier, das ist die Zeit etwa von 1815, von dem Ende der Freiheitskriege, dis zu den Tagen der Berliner Revolution von 1848, deren Wellen insgeheim dis weit hinein in die Schweiz drangen, zwischen Blücher und dem dritten Napoleon, dem ersten und dem zweiten Empire, der Königin Luise und der Kaiserin Eugenie, zwischen Beethoven und Wagner, Leipzig und Olmütz, dem Turner Jahn und dem Präsidenten Simson.

So war das Biedermeier eine politische, mehr noch aber eine fulturelle Epoche. Die Gotik schuf den Gläubigen und Hörigen, die Renaissance das freier denkende undd künstelerische Individuum, das Barock den absoluten Fürsten, das Rokoko die Rultur der Höfe und der Höflichkeit der Ravaliere, die Rultur des Adels. Das Empire verkündet den Sieg der ersten Revolution, ist das Zeitalter des Humanismus, des Kosmopolitismus, einer neuen Klassik, des Rapoleonidentums, der Graezisserung Europas.

Im Biedermeier geht die Epoche noch eine Stufe tiefer; das Bürgertum, durch die Revolutionen frei und mündig geworden, erwacht und baut eine kleine Weile eine Welt auf für sich und aus sich heraus, um bald wieder in sansten Freiheitsschlaf zu verfallen. So ging die Entwicklung vom Kaiser zum Fürsten, zu den Baronen, zum Bürger über und dann schritt die Zeit fort zur Gegenwart.

Die Zeit nach 1815 ist ausgefüllt von liberaler und nationaler Opposition, liberal zu nennen gegenüber dem abssoluten Fürstentum, national gegenüber dem Franzosentum und dem humanistischen Weltbürgertum; die Alten lebten noch halb im Rokoko, die Jungen dachten schon an die nächste Revolution.

Dazwischen steht der Bürger jener Zeit, stolz, reich oder mindestens wohlhabend, mit dem Gabel der Bürger= wehr umgurtet, ein Suter seiner neuerkämpften Freiheit. Der Bürger fühlte sich von innen heraus wachsen, nun er endlich eintreten durfte in die Geschichte und die Reihen derer, die Geschichte machen, sieht endlich seine Ideale sich verwirklichen, seinen ersehnten politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Fortschritt marschieren. Dennoch, in keinem Augenblice seiner Herrschaft verleugnet er sich selbst im geringsten. Die Geste des in die politische Arena eintretenden Bürgers ist sehr — bürgerlich und bleibt bürgerlich. Er versucht zwar nachzuahmen, wie ehemals die Großen sich räusperten und spudten, aber es will ihm nicht gelingen, seine Nachahmung bleibt unzulänglich und so ist der Bürger nach 1815 immer nahe daran, Karifatur zu sein Berr Biedermeier!

Der Kampf des neuen Bürgers ist mannigfaltig. Wir denken an den deutschen Burschenkampf, die schwarzerot-goldene Idee, die 1848 einen kurzen Phrrhussieg sich errang, an die verhängnisvolle Ermordung Rohebues, an das Hamberger Fest, den Frankfurter Putsch, den preußischen Jollverein, die ersten Sisenbahnprojekte Friedrich Lists, die verschiedenen Verfassungskonflikte, Hungerkrawalle, den schlessischen Weberausstand, die Polenseuche, die Griechenbegeisterung. Das alles waren Kämpfe und das alles schloß Leiden ein, — aber das alles ging auch ein wenig — spießbürgerlich vor sich. Es kam überall nichts Rechtes dabei heraus und am meisten litt das Chrlichste der Zeit: die Begeisterung der freiheitsgesinnten Iugend, deren Ideale ein Metternich schuftig zertrat und für die Männer wie Arndt, Jahn und Fritz Reuter bitter büßen mußten.

Denn gegenüber standen ja die Fürsten von Gestern, die es ihren Untertanen wenig dankten, daß sie ihnen den bösen Napoleon vom Halse geschafft hatten. Der Bürger machte in Liberalismus, — der Fürst in Reaktion und Restauration. Damals, als die Bürger von Elbing für die berühmten sieben tapseren Professoren von Göttingen einstraten, erfolgte jener klassische Berweis von oben, der die ganze Situation der Zeit so gut beleuchtet: "Denen Untersthanen meiner Staaten ziehmt es nicht wohl an die Handelungen des Staatsoberhauptes den Maaßstaab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in gar dünkelhaftem Uebermute ein öffentliches Urteil über die Rechtsmäßigkeit derselben anzumaßen." Und damals war es, daß ein Fürst Reuß-Lobenstein nach einer alten Zeitungsnotiz, sechs Landwehrmännern, die sich opferwillig bei einem Brande betätigten, entschloß "öffentlich allerhöchstselbst dieselbigen zu beloben, indem er dem Aeltesten derselben, nachdem sich dieser durch seinen Tausschein als solcher ausgewiesen, zum Zeichen Allerhöchst seiner Zufriedenheit und Anerkennung Söchsteigenhändig — die Hand drückte."

Das also war die Kehrseite jener "guten, alten Zeit", übrigens einer Zeit, in der es den von Hardenberg befreiten Bauern so schlecht ging, daß viele von ihnen die alte Leibeigenschaft dem neuen Hunger gerne vorgezogen hätten und gar viele von ihnen die neu errungene Freiheit dazu benutzten, nach dem glüdlicheren Amerika auszuwandern. So betrug z. B. die Auswanderungsziffer 1847 110,000 Mann.

Etwas glüdlicher war Herr Biedermeier in seiner so oft gerühmten Biedermeier-Rultur.

Die Malerei überwand bald den flassisch-epischen Stil der Münchner Schule; die Düsseldorfer Akademie fand neue Stoffe, die durchschlugen, nämlich Balladen, Bolkslieder, Ritter= und Räuberromantik, also vorzüglich Themata, die dem bürgerlichen soziologischen Erlebniskreis fremd waren und daher Sensationswert für den Bürger besagen. Den Sieg des romantischen Bürgertums in der Runft errangen die Maler Ph. D. Runge mit seinen Kinderbildnissen (Runge war der Rünstler größten und weltgültigsten Formats, den die deutsche Biedermeier-Runft hervorbrachte) dann Caspar David Friedrich mit seinen Landschaften, Ludwig Richter mit seiner weichlichen und überall unstarken Rleinbürgerwelt, Schwind mit seinen Märchenfresken und besonders Spitweg, der als Außenseiter und Selfmademan als Einziger wirklich große Kraft und große, feine Ironie seinen Gestalten mitgibt, den Liebhabern, Reisenden, Ratteenzüchtern, tomischen Alten und Junggesellen und den anderen Originalen seines Binsels.

Die größte Leistung der Biedermeierzeit, die schönste Leistung des Bürgertums überhaupt, ist die Schöpfung einer neuen, häuslichen Kultur. Das Biedermeierzimmer ist die heute eine der köstlichsten Kundgebungen bürgerlichen Geisstes geblieben. Der Biedermeierstil ist ein Nachklangstil des Empire, der das Empire auf die Spike seiner höchstmögslichsten Bereinfachung treibt, um von da ab mit neuen Zutaten an Stil und Ersindung aufzuwarten. Die pomphaften

Bronze= und Metallbeschläge des Empire waren das erste, was fallen mußte, weil die Zeit arm war, und die Einlegetechnik des Empire mußte sich Bereinfachungen gefallen lassen, Schlicht war der Aufbau des Möbels, ohne Umschweife und ohne Gewalttätigkeit. Die Biedermeiermöbel sind schön, schön in jenem vollendeten Sinne der einfachen Schönheit, der ichonen Einfachheit, der aparten Zweddienlichkeit. Dazu Ehrlichkeit und Rostbarkeit des Materials, nämlich Birkenmaser, Rirschmaser, Mahagoni. Haupttypen des Möbels bilden sich heraus, wie der Sefretar, ein bisher unerreichtes Bunderwerk der Raumausnützung, das heute wieder in unsere Möbelfunst einzukehren beginnt. Dazu der geradlinige Spiegel, die Rommode, und - neu - die Servante, der dreiseitige, verglaste Schrank, in dem alle Rostbarkeiten der verarmten Bürger ihre Unterkunft fanden, die Porzellane, Silbersachen und Cristallgeschirre. Als Ornament findet man noch den griechischen Mäander, die Grecque-Rante. Grun ist die Hauptfarbe, die Farbe bürgerlicher Ruhe und Ausgeglichenheit. Das Rosenmuster findet bald Unterschlupf an allen Eden, als Stiderei, gemalt und an Klingelzügen, auf Fußbänken, Teppichen und Tapeten. An der Wand wird das Delgemälde durch den Stich verdrängt und gar bald ber Stich durch die Gilhouette.

Bürgerlich ist auch die Mode, die Aleidtracht. Nachdem kurze Zeit und aus politischen Gründen sich das sogenannte "altdeutsche Gwand" durchzusehen versuchte, das sich heute noch im Wichs unserer Farbstudenten erhalten hat und von Ernst Morit Arndt empsohlen war, trat der einfarbige Frack seinen Weg als Männerbekleidung an, bis er 1850 vom englischemokratischen Jakett verdrängt wurde und damit der Siegeszug der englischen Herrenmode begann, der bis in die letzten Jahre andauerte und erst heute ins Wanken gerät.

Die Frauenmode legt um 1820 das Kleid der Königin Luise, das Empiregewand, ab; der Gürtel rutscht in die Taille, die Aermel werden länger und breiter, die Frisu wird kleiner und verbirgt sich unter einer Haube, diese unter einem Hut mit Spihen, Bändern, Rüschen, Blumen, Federn, Schleisen — das ist Iettchen Geberts Bild. Unsere Grohmütter und Mütter die 1912 heran machten die letzten Ausläuser dieser biedermeierlichen Tracht mit — so nah war uns allen noch das Biedermeier!

Später blüht der Schmuck, den wir alle noch in unseren Familientruhen verwahren; das neuerschlossene Brasilien liefert seine Topase, Afrika Diamanten, Indien Saphire und Amethyste. An die Stelle des heute als elegant geltenden Pelzes trat seinerzeit der Schal, der indische, türkische oder chinesische Seidenschal, der nicht weniger repräsentabel und nicht weniger — teuer als heute ein Pelzmantel war.

Als um 1840 herum der Bürger wieder wohlhabender zu werden beginnt, beginnt zugleich Ende und Berderb des guten Biedermeier. Der Rock wird weiter, der Bolant taucht auf; Polster, Einlagen und Fischbein helfen die Stoffülle tragen: die Krinoline, eine Wiederholung des Rocko-Reifrodes, tritt ihren Siegeszug an, die Bürgerin verlät ihre Linie und will sich tragen wie eine Hofdame des Biedermeier — jett hat sie ja wieder das Geld dazu. Die Kaiserin Eugenie beherrscht die Mode der Zeit.

Ihr Widersacher Bismard betritt den Plan. Die Geschichte wird aus dem Mahagonizimmer in die Arena europäischer, deutschefranzösischer Politik getragen, die Aera der europäischen politischen Ententen bahnt sich an, Politik und Wirtschaft wird "europäisch", "international".

Das Bürgertum, trot allen Rosmopolitismus, national hat ausgesvielt.

Berr und Frau Biedermeier sterben.

Und mit ihnen versinkt eine "gute, alte Zeit".

Die heute schon durch eine andere "gute alte Zeit", die Vorkriegszeit, übertrumpft ist.

Und damit beginnt — Geschichte zu werden.